

Vom Geheimtipp zum späten Ruhm

Zum Tod von **Sofia Gubaidulina**

Ich wünsche Ihnen, dass Sie auf Ihrem eigenen fehlgeleiteten Weg fortschreiten.“ Dies gab ihr der berühmte Kollege Dimitri Schostakowitsch mit auf den Weg. Unter vier Augen. Zuvor hatte eine Prüfungskommission die Sinfonie, die Sofia Gubaidulina zum Examen geschrieben hatte, auseinandergenommen. Dies sei nicht der richtige Weg, lautete das Urteil. Was galt, war die strenge Kunstdoktrin, vorgegeben von der Partei. Die junge Komponistin, die statt Vorzeigewerken des Sozialistischen Realismus Musik von Anton Webern und John Cage bewunderte, ließ sich nicht verbiegen. Dementsprechend blieb ihr der Erfolg in der Sowjetunion verwehrt. Seit den 1960er Jahren bestritt sie ihren Lebensunterhalt eher karg mit Filmmusik, auch zu Trickfilmen für Kinder, was weitgehend unter dem Radar der Zensur blieb. Ignoriert von der breiten Öffentlichkeit und den Funktionären, prägte sie ihre eigene Musiksprache aus. Beispielsweise in Fünf Etüden für Harfe, Kontrabass und Schlagzeug, uraufgeführt von befreundeten Musikern im März 1966 im Moskauer Musikalischen Jugend-Klub. Noch heute frappiert die Frische dieser Musik: frei von ästhetischen Ideologien, kontrastreich und vielgestaltig mit polyrhythmischen Strukturen und duftigen Geweben, mit fließenden Übergängen zu Jazz

und Folklore. In den 70er Jahren gründete Gubaidulina mit anderen eigensinnigen Komponistenkollegen das Ensemble Astraea. Hier wurden improvisierend Klangexperimente durchgeführt und Instrumente aus Folkloretraditionen erkundet. Fast dreißig Jahre lang blieb die Komponistin allenfalls ein Geheimtipp in der Sowjetunion. Und im Westen praktisch unbekannt.

Die musikalische Imagination dieser Komponis- tin schien keine Grenzen zu kennen

Dies ändert sich nach einer Taxifahrt in Moskau und der zufälligen Begegnung mit dem berühmten, aus Riga stammenden Geiger Gidon Kremer. Er gab ihr spontan einen Kompositionsauftrag. Gubaidulina schrieb für Kremer 1980 ihr Violinkonzert „Offertorium“, das ausgehend vom Thema aus Bachs „Musikalischem Opfer“ facettenreich glühende Solo- und Orchesterreflexionen entfaltet. Das Stück erwies sich als Katalysator für Gubaidulinas Karriere und veränderte

ihr Leben. Kremer bringt „Offertorium“ 1981 bei den Wiener Festwochen zur Uraufführung, weitere Gastspiele mit dem Werk schließen sich an. Die westliche Musikwelt ist begeistert, zahlreiche internationale Kompositionsaufträge folgen. Nach der Auflösung der Sowjetunion wandert Gubaidulina 1992 nach Deutschland aus und lässt sich mit ihrem Ehemann, dem Pianisten und Musiktheoretiker Pjotr Meschtschaninow, in Appen bei Pinneberg nahe Hamburg nieder. Dort kann sie endlich, unbehelligt von staatlicher Kontrolle und befreit von materieller Not, in Ruhe schaffen. Sie entwickelt eine ungeheure Produktivität und wird weltbekannt. Stars wie Anne-Sophie Mutter, Mstislaw Rostropowitsch, das Kronos und das Arditti Quartett spielen ihre Werke.

Geboren wurde Sofia Asgatowna Gubaidulina am 24. Oktober 1931 in der Kleinstadt Tschistopol in der Tatarischen Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik. Der Vater, ein Wolga-Tatar, war Vermessungsingenieur, die Mutter, die russische und polnische Vorfahren hatte, Lehrerin. Ihre Kindheit verbrachte Sofia Gubaidulina in der Republikhauptstadt Kasan, wo sie Klavier und Komposition studierte. 1954 setzte sie ihr Studium am Tschaikowsky-Konservatorium in Moskau fort, wo es während des Examins zur erwähnten Begegnung mit Schostakowitsch kam.

Später bekannte sich Sofia Gubaidulina zu ihrem tiefen Glauben, ihr Schaffen betrachtete sie als „sakralen Akt“. Gerade die flüchtige Materie der Musik eröffne die Möglichkeit, „das Endliche mit dem Unendlichen unmittelbar“ zu verbinden: „In diesem Sinne verfügt gerade die Klangkunst über jenes Mittel, mit dessen Hilfe der Mensch in seinem rasanten Fall aufgehalten werden könnte“, so Gubaidulina. Beim Hören von Musik könne der Mensch „aus der Zeit fallen und wie ich eine Nähe zu Gott empfinden“, erklärte sie.

Dementsprechend hat Sofia Gubaidulina eine Reihe von sehr individuellen, mystisch geprägten Werken geschrieben, darunter eine Johannes-Passion (2000), „Johannes-Ostern“ (2002) und das „Licht des Endes“ (2003), eine ekstatisch ausstrahlende Orchestervision, sowie „Der Zorn Gottes“ (2020) mit gestischer Wucht und einer ausgefeilten Klangfarben-dramaturgie. Die musikalische Imagination dieser Komponistin schien keine Grenzen zu kennen, wenn sie den Instrumenten außergewöhnliche Ausdrucksnuancen zwischen gleißenden Klängen und Geräusch, zwischen Flirren und Flüstern entlockte. Sie integrierte außerdem Instrumente jenseits des Orchesters in ihre Kunst, etwa das in Osteuropa gebräuchliche Knopfakkordeon Bajan, prominent eingesetzt etwa im Kammerkonzert „Sieben Worte“ (1982). Auch die japanische Koto, für die sie mehrere Werke komponierte, und die chinesische Zheng, beide vereint im Stück „Im Schatten des Baumes“ für Koto, Basskoto, Zheng und Orchester (1998), brachte sie in neue Zusammenhänge.

Charakteristisch für die Musik von Sofia Gubaidulina ist eine geradezu unfassbare Intensität mit expressiv verdichteten Melodielinien, oft auch mit ekstatischen Energieballungen, jedoch ohne Bombast, sondern ausdifferenziert und sogar transparent. Dies lässt sich in den Solowerken und

der Kammermusik genauso hören wie in den groß besetzten Chororchesterwerken. Nur Musiktheater hat sie ausgespart, wahrscheinlich weil ihre Werke sowieso schon vor Dramatik bersten können. Da braucht es kein auf der Bühne ausgestelltes Drama. Ihr Kollege Luigi Nono reagierte auf ihre Sinfonie „Stimmen ... Verstummen...“ (1986), ein Auftragswerk für die Berliner Festspiele, mit den Worten: „Blüht, explodiert und trifft.“ Der Dirigent Andris Nelsons erklärte: „Ihre Musik geht unmittelbar unter die Haut“, der Cellist David Geringas verglich Gubaidulinas Musik mit jener von Johann Sebastian Bach.

Sofia Gubaidulina wurde im Verlauf ihrer späten Berühmtheit mit vielen Preisen und Ehrungen bedacht. Sie war Mitglied der Akademien in Berlin, Hamburg und Stockholm, wurde in Peking und Chicago

zum Ehrendoktor ernannt und 2018 sogar in die Academy of Motion Picture Arts and Sciences aufgenommen, die jährlich über die Vergabe der Oscars in Los Angeles entscheidet. Als „Grande Dame“ der zeitgenössischen Musik wurde sie gerne bezeichnet. Auch wenn dies ihrer Bedeutung als Komponistin zweifellos entspricht, waren ihr Allüren fremd. Sie galt als offen für Neues, als wohlwollend und großzügig. Sofia Gubaidulina ist am 13. März 2025 mit 93 Jahren in ihrer Wahlheimat Appen gestorben. Mit Blick auf ihr Schaffen erklärte sie vor ein paar Jahren: „Ich glaube, ich habe mein ganzes Leben lang versucht, eine Art Klangkathedrale zu erschaffen.“ Damit hat sie ihrem Publikum Ohren, Geist und Herz geöffnet. Genau das haben wir in diesen hypernervösen, verhärteten, rabiaten Zeiten weiterhin bitter nötig. **II**

Ecki Ramón Weber

